

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

in die die heitere Morgensonne schien, als der Fensterladen geöffnet wurde. Beim Anblick des kahlen, möbellosen, schmutzigen Zimmers meinte Peyrollaz:

« Es sieht nicht sehr nobel hier aus... »

Er bekam keine Antwort; seine Kameraden machten sich marschbereit; die beiden Halbidioten waren längst verschwunden, und die beiden Alten ruhten noch nebeneinander in der Alkove hinter armseligen Vorhängen. Die schlaflose Nacht hatte sie jedenfalls ermüdet, denn sie murmelten nur kaum vernehmbare Worte, als die Soldaten bei ihrem Abzug ihnen etwas Schnaps anboten.

Sie merkten nichts von der Umkleidung des Toten, als sie sich anschickten, ihren Marsch fortzusetzen, denn sie fanden Romegaz wieder in seinen Zeltplan eingewickelt; und guten Mutes ward abmarschiert.

Auf dem frisch gefallenen Schnee lief man wie auf einem weichen Teppich, und auch der tote Kamerad schien ihnen viel leichter.

Herrlicher Sonnenschein strahlte über die Berge und schon nach einer halben Stunde hatten die strammen Kerle bereits die bewaldete Umgegend von Plan des Cabanes erreicht. Die Schlucht beim Weiler war in der Richtung, der sie folgen mussten, gen Süd-Westen, durch einen bewaldeten Berg Rücken abgeschlossen, den man überschreiten musste, um den « Plateau-Fissuré » zu erreichen; nach Passieren dieser chaotischen Gesteinsgegend, ging der Weg dann direkt und bequem bergab.

Die fünf Mann hatten Eile, ans Ziel zu kommen: dieses kalte und trockene Wetter hatte ihren Appetit angeregt und der « Schmaus » des Vorabends hatte all' ihren mitgenommenen Proviant erschöpft. Schon dachten sie an die schmackhafte, heisse Fleischsuppe, die sie im nächsten Dörfchen wohl finden würden, und lustig begannen sie Soldatenlieder zu singen.

Ihre Begeisterung sank indessen beim Durchmarsch des langen und peinlichen Aufstieges zwischen den mit Schnee beladenen Tannen: jedes Mal, wenn die Arme der Bahre an die niedrigen Tannenäste stiessen, fiel eine festgefrorene Schneemasse auf den Toten, die man ob deren Gewicht abschütteln musste. Unsere fünf Mann waren daher erschöpft, als sie am Waldesrand das Felsenplateau erreichten, woselbst eine höchst unangenehme Ueberraschung sie erwartete.

In dieser trostlosen, wilden Gegend hatte der Wind ein solches Schneegestöber verursacht, dass es unmöglich war, sich zu erkennen; voller Angst fragten sie sich, welche Richtung sie nunmehr einschlagen sollten.

Nachdem sie die Bahre hinter einem Tannenmassiv in Sicherheit gebracht hatten, legten sie sich auf der anderen Seite auf einen Haufen Laub, den der Sturm freigelegt hatte. Warme, wohlthuende Sonnenstrahlen stärkten die durch die Kälte und das Tragen erschlafften Glieder. Die Brotbeutel und Feldflaschen wurden nochmals eingehend untersucht, und es reichte gerade knapp für einen spärlichen Imbiss, währenddessen die Frage der einzuschlagenden Richtung eifrig erörtert ward.

Die Verhandlungen waren schwierig, die Ansichten geteilt: Ancillon und Peyrollaz behaupteten, man müsse nach links, den Felsen entlang gehen; Arpinon und Peyrollaz hingegen wollten nach rechts, da die Vorsicht gebot, um trügerische Spalten zu vermeiden, glattem, ebenem Boden zu folgen.

Caporal Terraz war unschlüssig, wem er recht geben sollte; er gab sich den Anschein, an einem Stück Schokolade zu beissen, das er beim Verlassen des Adlerpostens mitgenommen hatte. Von Natur aus war er vorsichtig: daher wollte er nicht, durch Aeusserung einer streibaren Ansicht, die geringe Au-

torität gefährden, die ihm zwei schwer erworbene Wolltressen gaben.

Sein Schweigen machte die Meinungsverschiedenheit der zwei Parteien nur noch reger, wobei einer seiner Untergebenen ein Neidhammel, sein ehemaliger Rivale, in heftigen Zorn geriet.

Der Gefreite Ancillon hatte auf die Wolltressen reflektiert; es war ihm aber misslungen, dieselben zu erhalten; die Tressen seines Landsmannes Terraz, der daheim damit protzte, wenn er auf Urlaub kam, waren ihm unausstehlich; er benutzte daher mit Freude die Gelegenheit, seinen glücklichen Sieger zu demütigen.

Mit verächtlichen Blicken betrachtete er ihn zuerst, worauf er sein Schweigen kritisierte; um seinen Gegner noch mehr zu ärgern, lobte er noch — übrigens ohne persönliche, innere Ueberzeugung — die Orientierungstalente des verstorbenen Küchenchefs Romegaz.

« Wie schade, dass er nicht mehr lebt; er wenigstens hätte die Kameraden nicht im Druck gelassen; ja! es gab keine zwei wie er, um den Weg zu finden, und er allein war ebenso hell wie vier Caporäle . . . »

Terraz schien nicht zu hören und kaute stillschweigend seine Schokolade weiter; zu seinem nicht geringen Erstaunen kam ihm Peyrollaz zu Hilfe und protestierte gegen die unerwarteten Lobsprüche, die er der Eifersucht zuschrieb. Er widersprach nicht aus Ergebenheit für seinen Chef oder aus lebenswertem Pflichtgefühl, sondern weil er dem Ex-Küchenchef eine bittere Ränke nachtrug, die sogar sein plötzlicher Tod nicht beschwichtigen konnte: hatte sich Romegaz nicht erlaubt, ihm, Peyrollaz, dem Witzbold der Mannschaft, einige Tage vorher einen Becher des übriggebliebenen Kaffees zu verweigern, unter dem — übrigens richtigen — Vorwand, der Bittsteller habe tags zuvor dem Küchenchef den nötigen Tabak für eine nie zu sättigende Pfeife verweigert.

« Romegaz war », sagte er zu Ancillon gewendet, « Romegaz war ein Säufer. »

« Musst dies nicht sagen », fuhr Arpinpon dazwischen, der stets gesenkten Hauptes dasass, niedrige Stirn, ganz schmales Gesicht hatte und hartnäckig war, « Nein! » wiederholte er, « musst dies nicht sagen, da er jetzt ins bess're Jenseits abmarschiert ist, denn er könnte trotzdem mal gen Mitternacht kommen, dich an den « Hinterfüßen » ziehen, um sich zu rächen. »

Von Beruf war Peyrollaz Kaminfeger — im Sommer — und Kastanienhändler im Winter. Dieser Bergbewohner, der sich in der Gegend niedergelassen, hatte allmählich den Skeptizismus eines Stadtbewohners angenommen: er leugnete das Uebernatürliche; man muss indessen gestehen, er leugnete es ohne persönliche Ueberzeugung, meist mittelst gewöhnlicher und oft grober Zitate.

« Nein! so was . . . ! » spöttelte er. « Wenn man einmal unter der Erde liegt, so ist es für immer! All' jene, die an Geister- und Gespenstergeschichten glauben, sind blöde Kerle wie Romegaz . . . und es gab wohl selten einen blöderen Menschen als er; in seinem Nest trug er übrigens stets das Banner beim « Blöden Fest » . . . »

Kaum hatte Peyrollaz vor seinen Kameraden diese nicht besonders durch Nächstenliebe charakterisierte Leichenrede gehalten, als sich ein scharfer, unerwarteter und ganz energischer Protest erhob:

Hinter den fünf Chasseurs erdröhte eine schreckliche Stimme, die aus dem fernen Jenseits zu kommen schien . . .

« Was, du, Peyrollaz, du erlaubst dir, mich einen blöden Kerl zu nennen? Ich aber sage dir: man muss der Kaiser aller Blöden sein, wie du, um nach links abbiegen zu wollen! Der Weiler liegt geraden Weges vor euch. »

Bei diesem übernatürlichen guten Rat schnellten die Chasseurs in die

Höhe und wandten sich in die Richtung des geheimnisvollen Sprechers; bei seinem Anblick standen ihnen die Haare förmlich zu Berg. Sie glaubten das Gespenst Romegaz vor sich zu haben, als sie seinen dicken, dichtbehaarten und mit Tannennadeln besäten Schädel und die inmitten eines wachsgelben Totengesichtes funkelnde Säufernase erblickten. Mit einer Hand suchte er sich von seinem Leichentuch zu befreien, mit der andern deutete er nach der einzuschlagenden Richtung: « Geradeaus! eurer Nase nach . . . » brüllte er.

Bei dieser unheimlichen Erscheinung, die jedenfalls gekommen war, um Genugtuung über die Beschimpfungen zu verlangen, fühlten unsere fünf Helden sich nicht besonders wacker; sie wären sicherlich auf ihr Hinterteil gefallen, hätte nicht Caporal Terraz einen Entschluss gefasst; dieser Vorgesetzte, der bei Beratungen und Entschlüssen stets zögerte, war jetzt, da es galt zu handeln, ein entschlossener Soldat: sein Entschluss ward sofort gefasst!

Er konnte nur ausrufen: « Fort! Sein Gespenst . . . », liess sein Béret und seinen Alpenstock liegen und eilte auf und davon, so schnell er konnte. Ihm folgte, wie ein gehetzter Hirsch, der wackere Peyrollaz, der ja nicht an Gespenster glaubte; die anderen folgten ihm auf den Fersen und bald waren alle im Dickicht der Tannenwälder verschwunden.

*
**

Die fabelhafte Auferstehung des Chasseurs Romegaz hatte sich unter weniger wunderbaren Verhältnissen vollzogen, als man anfänglich glauben konnte.

Man hatte ihn total berauscht aufgefunden; seine Korpulenz, die Gewohnheit, die er hatte, als er schlafen ging, alle seine Kleider auf seinen Körper aufzustapeln, der Alkoholgenuss, vielleicht auch das Glück, diese Vorsehung der Trunkenbolde, hatten ihn jedenfalls

vor einem tödlichen Blutandrang bewahrt.

Während 36 Stunden hatte er den genossenen Schnapsrausch ausgeschlafen und verschiedene Umstände hatten zu seinem Erwachen beigetragen: der Kontakt des geschmolzenen Schnees mit seiner, kaum durch die armseligen Lumpen bedeckten Haut, das heftige Jucken, das ihm die Parasiten, die er von seinen nächtlichen Wächtern geerbt hatte, verursachte, der widerliche Geruch der Kautabaksbrühe, mit der der alte Rock durchdrungen war . . .

Als er zu sich gekommen, war es unserem Helden ein leichtes gewesen, da der Bärenführer die Zeltplane schlecht zugeschnürt hatte, sich eine Oeffnung zu verschaffen.

Kurzum, während die fünf Soldaten sich untereinander stritten, hatte Romegaz, der wieder ganz zu Sinnen gekommen war, sich von seinem « Leichentuch » befreien können: sofort hatte er erkannt, wo er sich befand. Und, nachdem er sich geschüttelt, ausgestreckt, gekratzt hatte, sich gleichzeitig die Frage stellend, auf welche Weise er sich hier in Lumpen gekleidet, mitten im Walde, von seinem Posten entfernt, befinde, hatte er die Stimmen seiner Kameraden vernommen; er war näher getreten, fest überzeugt, dass man ihm, während er betrunken war, irgendeinen Schabernaek gespielt hatte, war er nicht wenig erstaunt, jene, die er als die Urheber des Streiches betrachtete, entsetzt davonlaufen zu sehen. Ohne Zeit zu verlieren, setzte er das Béret des Caporals auf, nahm dessen Alpenstock und marschierte wohlgenut dem « Adlerposten » zu, nachdem er sich die Zeltplane umgeschlagen, denn die Kälte war eisig.

Dank seiner Orientierungsgabe im Gebirge lenkte er mit Sicherheit seine Schritte dem Posten zu und brauchte weniger als eine Stunde, um durch den Wald zu gehen, wo seine Kameraden

alle erdenkliche Mühe hatten, ihren Weg zu finden.

Als er am Waldesrand anlangte, befand er sich direkt dem Bärenführer, dem sein Zögling auf Kettenlänge folgte, gegenüber: er hatte sich verirrt. Er wollte ins Tal zurück, da er momentan verzichtete, eine Gegend zu durchwandern, die wie ausgestorben war.

Beim unerwarteten Erscheinen dessen, den er auf seiner Totenbahre seiner Schuhe beraubt hatte, glaubte der Nomade, sich vor dem Gespenst seines Opfers zu befinden: die Angst lähmte ihn völlig; Meister Petz hatte sich hingesetzt, in Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Um den Groll der schrecklichen Erscheinung zu beschwichtigen, hielt der Leichenschänder es für ratsam, ehestens die entwendeten Gegenstände — Hose, Schuhe und Wickelgamaschen — dem rechtmässigen Besitzer zurückzuerstatten und sich schleunigst, halbnaakt, aus dem Staube zu machen. In seiner Angst vergass er sogar nach der Kette des Bären zu fassen, der nichtsdestoweniger, gewohnheitsmässig, nachtrottete.

Romegaz war nicht sonderlich erstaunt ob der Rückerstattung der drei Uniformstücke, die er in Zusammenhang mit dem vermeintlichen Schabernack seiner Waffenbrüder brachte: er zog sich um und ging seinen Weg weiter.

Am Anfang von Plan des Cabanes begegnete, wie zufällig, der Auferstandene dem lustigen Paar der Crétins: die beiden wärmten sich an den wohltuenden Sonnenstrahlen, hocheifrig und stolz ob ihrer billigen, neuen Kleidungsstücke: der Halbidiot trug die breite, blaue Leibbinde des Verstorbenen, um seine Taille gewickelt; «Frau Crétin» hatte das Hemd über ihre armseligen Lumpen gezogen.

Beim Anblick des Gespenstes gerieten die beiden Bekröpten in noch unbeschreiblichere Angst als der Bärenführer. So borniert sie auch waren, so kamen ihnen dennoch all' die Hexen-

und Gespenstergeschichten, die sie gehört hatten, sofort in Erinnerung.

Vor lauter Schrecken fielen sie auf die Knie, falteten die Hände als Zeichen, dass sie um Gnade baten. Der lebende Tote, der sofort sein Eigentum wiedererkannt hatte, nahm Besitz davon, eilte in eine nahestehende Hütte, um sein Hemd und seine Leibbinde wieder anzuziehen.

Vor der Eingangstür hockten die beiden Alten, die die Soldaten beherbergten, und sonnten sich: «Er» mit seinem neuen Waffenrock mit all seinen Knöpfen, «Sie» in die warme Pelerine gehüllt. Da stand der Tote plötzlich vor ihnen. Mächtig erschreckt, fanden sie ihre frühere Behendigkeit wieder und flohen ins Innere der Hütte; der nichts ahnende Romegaz folgte kurz darauf, hoffend, dass er sich hier etwas unter die Zähne bringen und auch einen kräftigen Schluck tun könne.

Die beiden Alten deuteten aber ganz anders das Eindringen des Soldaten-Gespenstes in ihre armselige Behausung.

Romegaz sah erstaunt, wie sie in einem Verlass — der Totenkammer! — verschwanden und sich einsperren. Unser Held fragte sich erstaunt, warum wohl diese beiden Menschen vor ihm geflohen waren; da öffnete sich das Türchen des Verschlages behutsam, und eine abgemagerte Hand warf ihm seinen Waffenrock zu Füßen; er bückte sich, um, hocheifrig, denselben aufzuheben. als, auf demselben Weg, auch die Pelerine hervorkam.

Was war das? Ohne weiter das Unverständliche ergründen zu wollen, legte der Ex-Küchenchef die zerfetzten Habseligkeiten eiligst ab, schlüpfte in seinen Waffenrock, warf die Pelerine um, und nachdem er die Zeltplane zusammengerollt und sich das Gesicht in einem Eimer mit geschmolzenem Schnee erfrischt hatte, machte er sich eiligst davon, ohne auch nur Abschied zu nehmen.

Und da er nun all' sein Hab und Gut wiedergefunden, schritt er munteren

Schrittes weiter und hatte binnen kurzer Zeit den Posten erreicht.

In den dicken Mantel des Schilderhauses gewickelt, sass Arnichaud, sein Nachfolger, am Eingang des Stacheldrahtzaunes und schnarchte behäbig. Der Auferstandene wollte ihn gerade ordentlich schütteln, aber Moustache, sein Liebling, war so ungestüm auf seinen Freund gestürzt, dass er ihn beinahe umgerannt hätte: er legte seine mächtigen Vorderpfoten auf Romegaz' Schultern und leckte ihm das Gesicht; dann bellte er dermassen, dass Arnichaud tieferschrocken erwachte, aufsprang und sich den Kopf gegen seinen Vorgänger rannte; hierbei blieb er am Stacheldraht hängen und glaubte sich schon in den Händen der gespensterhaften Erscheinung. Es folgte unsägliches Angstgeheul, das Moustache als Freudenbezeugung deutete und ebenfalls einstimmte.

Romegaz hatte in den letzten Stunden zu viel solcher Sachen erlebt, um sich über Arnichaud lustig zu machen und er schritt weiter. Der Posten war leer! Wo konnten wohl die Kameraden stecken?

Alles menschenleer! Der Ex-Küchenschef begab sich alsdann unverzüglich in sein ehemaliges Bereich.

Leider auch in der Küche war kein Mensch zu finden. Eine Inschrift auf der Schiefertafel, auf der das tägliche «Menu» angegeben war, gab ihm des Rätsels Lösung:

«Dienstag, 10. Februar: Kaltes Essen zum Mitnehmen. Bei der Rückkehr Kaffee mit Brantwein. Abendessen um 6 Uhr».

Sie waren also auf einem Marsch. Es war aber auch höchste Zeit, dass er, Romegaz, wieder seine Funktionen übernahm, hatte doch Arnichaud, dieser Faulenzer, das Feuer ausgehen lassen! Die Kaffeemaschine enthielt nur ein kaltes, scheussliches Getränk. Es hätte geraucht, wenn bei der Rückkehr, die Kameraden nicht — wie gewöhnlich — ihren guten Kaffee gefunden hätten; er war somit noch rechtzeitig zurückge-

kommen, um alles bereitzuhalten, aber einen schlechten Witz hatten sie ihm losgelassen! Ihm hätten sie es nun zu verdanken, wenn ihnen ein wärmender Schluck aufgetischt werden könnte.

In einigen Minuten schon stand alles bereit und als eine halbe Stunde später der Trompeter Arnaud aus vollen Kräften die Rückkehr der kleinen Besatzung meldete, zog Romegaz die Abzeichen seiner hohen Würde, die weisse Küchenschürze an.

Und fünf Minuten später waren alle in der Küche versammelt, denn Moustache war den Soldaten freudig entgegengeeilt, um ihnen in beredten Tönen die glückliche Rückkehr und Auferstehung des ehemaligen Küchenschefs zu melden. Antreten zum Kaffeetrinken, hörte man allseits. Aber dennoch erschrakten sie alle mächtig beim Anblick des totgeglaubten Kameraden, der nun lebend aus dem finstern Schattenreich zurückgekommen und den alle in einem Tannensarg auf dem Wege zum Friedhof glaubten.

Im Laufe des Abends ward die Lösung des Rätsels gefunden, als Terraz mit seinen vier Mann und der Tragbahre zurückkamen.

Inzwischen hatte der lebendige Tote den versprochenen Sarg gegen eine wirkliche, ebenso gut verschlossene Zelle — das Arrestlokal — umgetauscht, woselbst er allerdings nicht lange verblieb.

Leutnant Seignelay musste feststellen, dass der Bataillonskommandeur die Sache als nicht zu ernst auffasste, da sie auch eine recht komische Seite hatte: die Auferstehung des totgeglaubten Chasseur Romegaz. Er ward befreit, musste aber definitiv auf den Küchenschefposten verzichten.

Aus dem Arrestkasten herausgekommen, erklärte er sich damit einverstanden, da er beinahe durch seine eigene Schuld in einem tannenen Kasten begraben worden wäre. Als echter Philosoph sagte er sich: Ende gut! Alles gut!

Henri d'ESTRE.

Postillone vergangener Zeiten.

Der Post- und Personenverkehr kann bis in das früheste Altertum zurück verfolgt werden, doch greift das heutige Postwesen auf eine bestimmte Epoche zurück, in welcher der Briefträger eine offiziell anerkannte Persönlichkeit wurde.

Bereits 1464 schaffte Ludwig XI. in Frankreich wohlorganisierte Posten und legte somit den Grundstein zum modernen Postwesen mit der Einführung der sogenannten « Courriers gouvernementaux ». Maximilian I. übertrug 1616 in Deutschland dem Fürsten von Thurn und Taxis die Einrichtung einer Postorganisation. Im Elsass waren es die durch ihren Beruf oft dazu berufenen Metzger, welchen man Botengänge und Postbesorgungen anvertraute und deren Beruf sich gerade deshalb einer bevorzugten Stellung erfreute.

In seinem Werk « Strasbourg illustré » (Bd. 2, 1855) berichtet uns Fréd. Piton eingehend darüber: Seit 1674 vereinten die Metzger die Briefbestellung mit dem Unterhalt der Pferde für die Reisenden und bildeten die sogenannten « Metzgerposten », welche auch die Reisenden vor Unbill des Wetters schützten. Diese Sitte dauerte bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts im Elsass an. Die Metzger mussten diese Organisation 1682 aufgeben.

Das bekannte Schallhorn des deutschen Postillons geht auf diese Zeiten zurück, wo die Metzger bei Ankunft in einer Ortschaft oder an einer Poststelle die Leute mittels ihres Hornes vom Felde herbeiriefen oder ihre Gegenwart den Bauern, welche Vieh zu verkaufen hatten, anzeigten.

Seit dem XV. Jahrhundert führten die Laufboten (zu Fuss und zu Pferd)

als Abzeichen ihres Berufes ein kleines Schild mit dem Stadt- oder Landeswappen, welches an der Brust oder der Briefftasche befestigt war. Ein starker Spiess mit kurzem Schaft und scharfem Eisen diente gleichzeitig als Stütze und Waffe. Oft betraute man alte Kriegsinvaliden mit dieser Stellung, welcher Gebrauch sich bis in das XVIII. Jahrhundert hinein aufrecht erhielt. Noch zu Beginn des I. Kaiserreichs gab eine wohlbekannte Persönlichkeit, der Strassburger Hinkende Bote, unserem Kalender seinen Namen.

Wohl wussten diese Leute ihren ehrbaren Ruf aufrecht zu erhalten, ja manchmal das ihnen geschenkte Vertrauen mit dem Blute zu besiegeln, doch waren es nichtsdestoweniger recht rauhe Gesellen, welche gleich ihren jüngeren Brüdern, den Postillonen, manch lustig Stücklein zu erzählen wussten. So waren sie oft die lebendige Chronik ihrer Zeit.

Doch nun zu den Postillonen oder berittenen Verkehrsleuten.

Unsere alte Stadt Strassburg kannte, wie auch Zabern, zu Anfang des XVI. Jahrhunderts die sogenannten « Postreuter ». Die eigentliche Briefpost wurde im Elsass erst im XVII. Jahrhundert eingerichtet, deren endgültiger Ausbau jedoch erst durch die totale Vereinigung des Elsass mit der Krone Frankreichs (1681) zum Abschluss kam. Ein regelmässiger Personenverkehr war bereits in Strassburg als « Rollwagen » im XV. Jahrhundert bekannt und wurde im XVII. Jahrhundert erheblich verbessert. Nun wurde der Postreiter zur bekannten Persönlichkeit des Postillonen. Während der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts kamen von überall her zahlreiche Landkutschen nach Strassburg. Diese Ver-

kehrart führte sich dann auch allgemein ein.

Wer kennt nicht die klassische Gestalt des Postillons mit der Pfeife im Munde, wie er fluchend und mit gewählten Ausdrücken um sich werfend, zur Zeit Ludwigs XIV. die Verkehrsstrassen belebte. Damals war die spätere, schmucke Uniform noch unbekannt. Er musste sich mit einem Rock aus grobem Stoff, Lederhosen und seinen hohen, dicken Stiefeln zufrieden geben. Seine Kollegen, die Herrschaftsboten, welche Livreen trugen, verachtete er herzlichst als unbedeutende Lakaien. Doch mit der Mode ändert sich auch das Kleid unseres Postillons, welchen wir trotz grösserer Eleganz der Kleidung, an seinem festen Auftreten und seinen mächtigen Reiterstiefeln wiedererkennen.

Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts verbreitete sich der Reiseverkehr rasch in allen Kreisen, während er früher beinahe ausschliesslich den Reichen vorbehalten war. Verschiedenartige Reisekutschen, wie die «Diligence» und die «Chaise de poste» (Postkutsche) treten auf. Die Postillone tragen noch kurzschössige Röcke, um beim Reiten nicht behindert zu sein und erst unter Ludwig XVI. erhalten sie die schmucke königliche Livrée, den blauen Tuchrock mit roten Aufschlägen und silbernen Litzen, welcher sie während eines Jahrhunderts weithin kenntlich machte.

Wo man auf einer Reise auch hinkam, fand man überall die damals bekannte Aufschrift «Poste aux chevaux» (Pferdepost) an dem Hause, wo der Postmeister und seine zahlreichen Gehilfen ihr Wesen trieben. Natürlich hatten die Postillone ziemlich freizügige Gewohnheiten, welche sich aus ihrem Beruf und der bevorzugten Stellung, welche sie bekleideten, ergaben. Daher auch der Erfolg bei dem schönen Geschlecht und ihr Selbstbewusstsein,

welches den Verkehr mit diesen rauhen Gesellen nicht immer erleichterte.

Oft musste man gewandt mit ihnen umzugehen wissen, wenn man sich nicht ihrem Zorne aussetzen wollte.

So erging es einem gewissen Cogolin, welcher in der Postkutsche von Meaux nach Paris reisen wollte: Es regnete, der Wind piff heftig über die verschlammten Wege; Ross und Wagen hatten Mühe, sich vorwärts zu bahnen. Kurz, Herrn Cogolin ging die Sache zu langsam und mit heftigen Worten fährt er den Postillon an. Dieser, seines guten Willens bewusst, hält an und antwortet kurz und bestimmt. Darüber wütend, springt der Insasse aus der Kutsche, um den Postillon mit Stockschlägen zu grösserer Geschwindigkeit anzutreiben. Doch dieser springt vom Pferde, schnallt kurzerhand die Gürtel vom Koffer des Herrn Cogolin ab, stellt ihn mitten auf den Weg, schwingt sich zu Pferd, kehrt mit der Kutsche um und überlässt den nicht wenig erstaunten Cogolin mitten auf der Strasse, in strömendem Regen, seinem Schicksal. Dieser musste wohl oder übel nun selbst zu Fuss nach Meaux zurückkehren und konnte währenddessen Betrachtungen über den praktischen Erfolg seines Betragens anstellen.

Doch, welch stolzes Bild, einen solchen flotten Postillon, keck den Hut auf dem Kopf, in bespornten Stiefeln und in tadellosem Reitsitz, fünf frisch wegtrabende Pferde zugleich leiten zu sehen, während lustiges Peitschenknallen den Aufschlag der Pferdehufe auf dem Pflaster skandiert!

Mann und Ross verstanden sich, ein echter Postillon war daher auch eng mit seinen Pferden verbunden. Ein Piff, ein Wort oder ein Zeichen genügten, um gleich vom Pferde verstanden und ausgeführt zu werden. Oft verliess ein Postillon seine Stelle, weil man ihm

eines seiner Pferde wegnahm — andererseits verweigerte manchmal ein Pferd jedwede Nahrung, weil man ihm den gewohnten Postillon entführt hatte.

Auch setzte man sich natürlich in früheren Zeiten während einer Reise mancherlei Gefahren aus. Oft rissen anschwellende Fluten den Wagen bei einem Flussübergang mit sich, manchmal stürzten Kutsche und Pferde in den Schnee oder in einen Abgrund. All diesen Gefahren konnte nur die Erfahrung und Sicherheit eines erprobten Postillons Einhalt gebieten.

Andererseits waren die Strassen unsicher und man musste oft eines Ueberfalls von beutelüsteren Diebesbanden gewärtig sein. Das bekannte tragische Drama des « Courrier de Lyon » (Lésurques) bietet ein markantes Beispiel. Man musste auf Reisen stets bewaffnet sein, um jedem Angriff entgegenzutreten zu können. Manch braver Postillon musste seine Reisegäste verteidigen und besiegelte mit seinem Blute die Treue zu den ihm anvertrauten Personen und Gütern. Trotz all dieser Fährlichkeiten, behielten die damaligen Reisenden stets gute Laune und frohen Mut.

Seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts sehen wir neben den Staatsposten das Entstehen der privaten Posten. Während erstere in ihren Wagen nur 2 bis 3 Personen mit Ausschluss des Postillons befördern konnten, unternahmen die « Messageries » hauptsächlich den grösseren Personenverkehr; dessen stete Ausdehnung schliesslich zur Einführung der « Diligence » mit 12 bis 15 Plätzen führte. Unter den diversen Verkehrsgesellschaften nahmen die « Messageries Royales » und die « Messageries Générales de France » eine bevorzugte Stellung ein.

Unter Napoleon I. hatten die Postillone für ihre Uniform die kaiserliche

Livrée mit grüner Grundfarbe, roten Rabatten und goldenen Knöpfen angenommen, doch behielten sie ihre charakteristischen Zöpfe und Haartressen noch lange bei. Nach 1815 führte die Restauration die blaue Rockfarbe wieder ein.

Mit der Zeit modernisiert sich, wie das Postwesen, auch der Postillon. Ohne seine derben Stiefel ist der Postillon nur noch ein Schatten seiner selbst. In Deutschland bewahrte er bis kurz vor dem Kriege von 1914 seine maleurische Tracht. Gelb und blau für Thurn und Taxis, hellblau und schwarz für Bayern, gelb und schwarz in Württemberg und gelb und rot in Baden.

Mancher wird sich noch des, oben auf dem gelben Postwagen thronenden Postillons der Vorkriegszeit, mit dem federbuschgeschmückten Lederhut erinnern, wie wir sie in den Strassen unserer Stadt vorbeifahren sahen. Heute gehören sie in diesem Sinne überall der Vergangenheit an.

Verschwunden sind Postillone und ihr lustiges Hornblasen — eilig hasten heute grosse Postautos durch die Strassen, um in kürzester Frist ihre Lieferungen zu bewerkstelligen. Unharmonische Automobilhupen erwecken leider in keiner Weise mehr die Poesie des Postverkehrs vergangener Zeiten!

Paul MARTIN.

Bemängelte Phrenologie.
— A.: « Kommst du heute abend mit zum Vortrag des Phrenologen Beulentaster? » — B.: « Was ist denn das, ein Phrenologe? » — A.: « Das ist ein Mensch, der dir, wenn er nur deinen Kopf befühlt hat, sofort sagen kann was für ein Mann du bist. » — B.: « Ich glaube, dabei würde er viel leichter merken, was für eine Frau meine Alte ist. »